



Nazwa instytucji

Książnica Cieszyńska

Tytuł jednostki/Tytuł publikacji

Meine Mutter / von Marie Scholz-Stona.

Liczba stron oryginału

60

Liczba plików skanów

60

Liczba plików publikacji

61

Sygnatura/numer zespołu

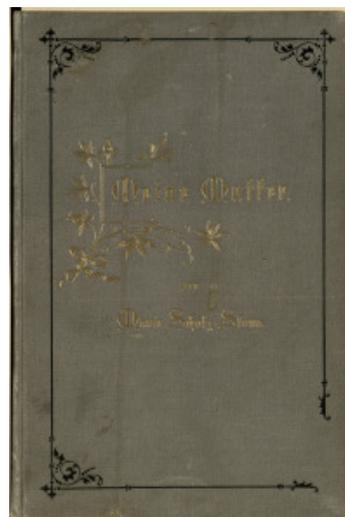
KD I 00300

Data wydania oryginału

[1892]

Zdigitalizowano w ramach projektu pt.

**Udostępnienie cieszyńskiego dziedzictwa
piśmienniczego on-line**



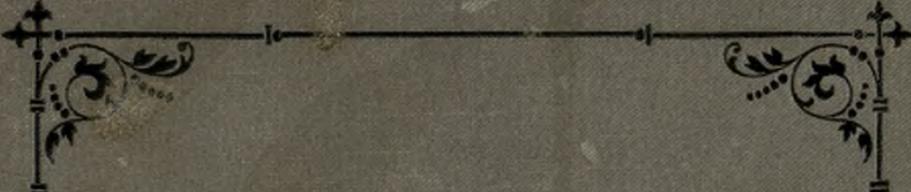
Fundusze Europejskie
Program Regionalny



Śląskie.

Unia Europejska
Europejski Fundusz
Rozwoju Regionalnego





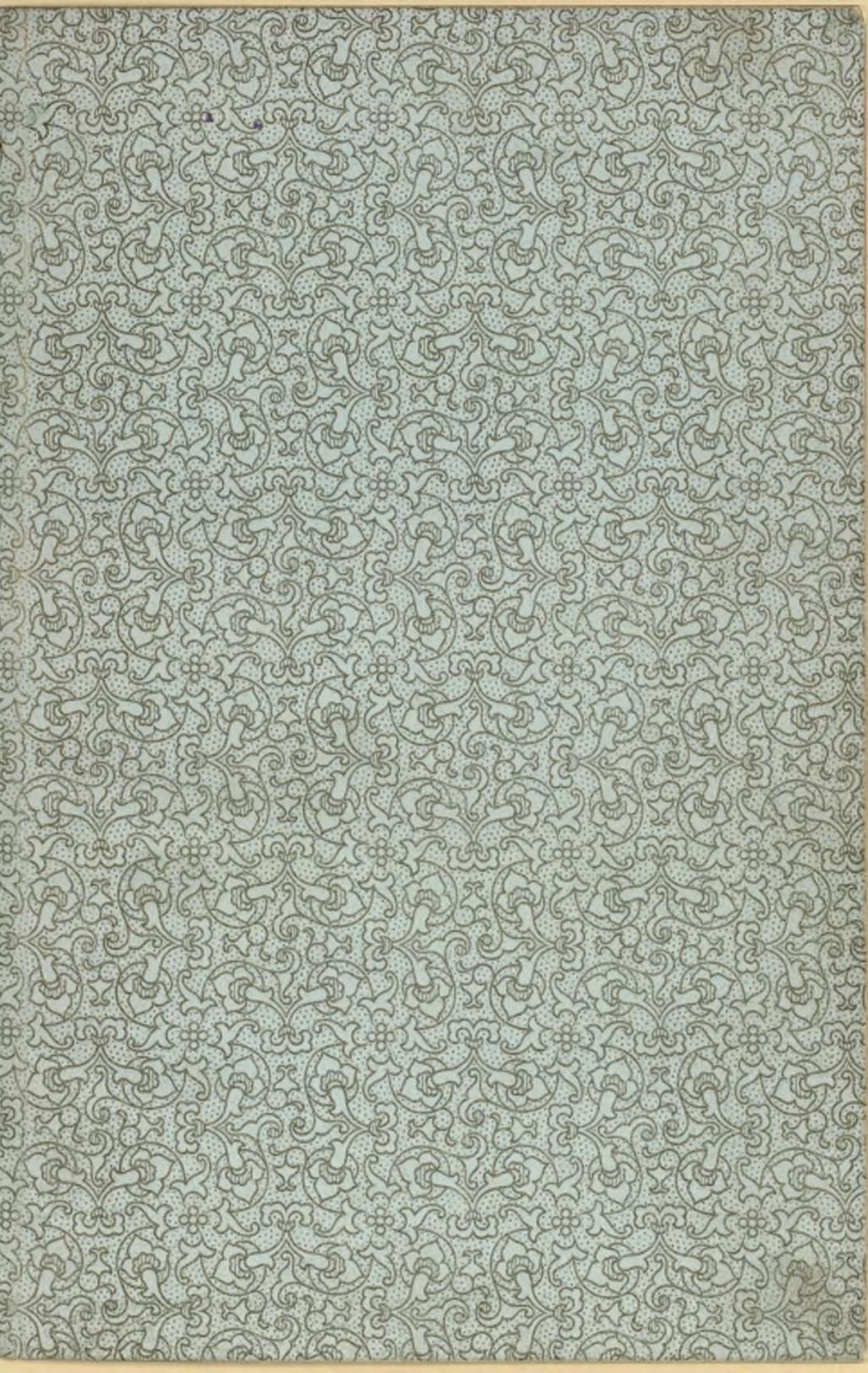
Meine Mutter.

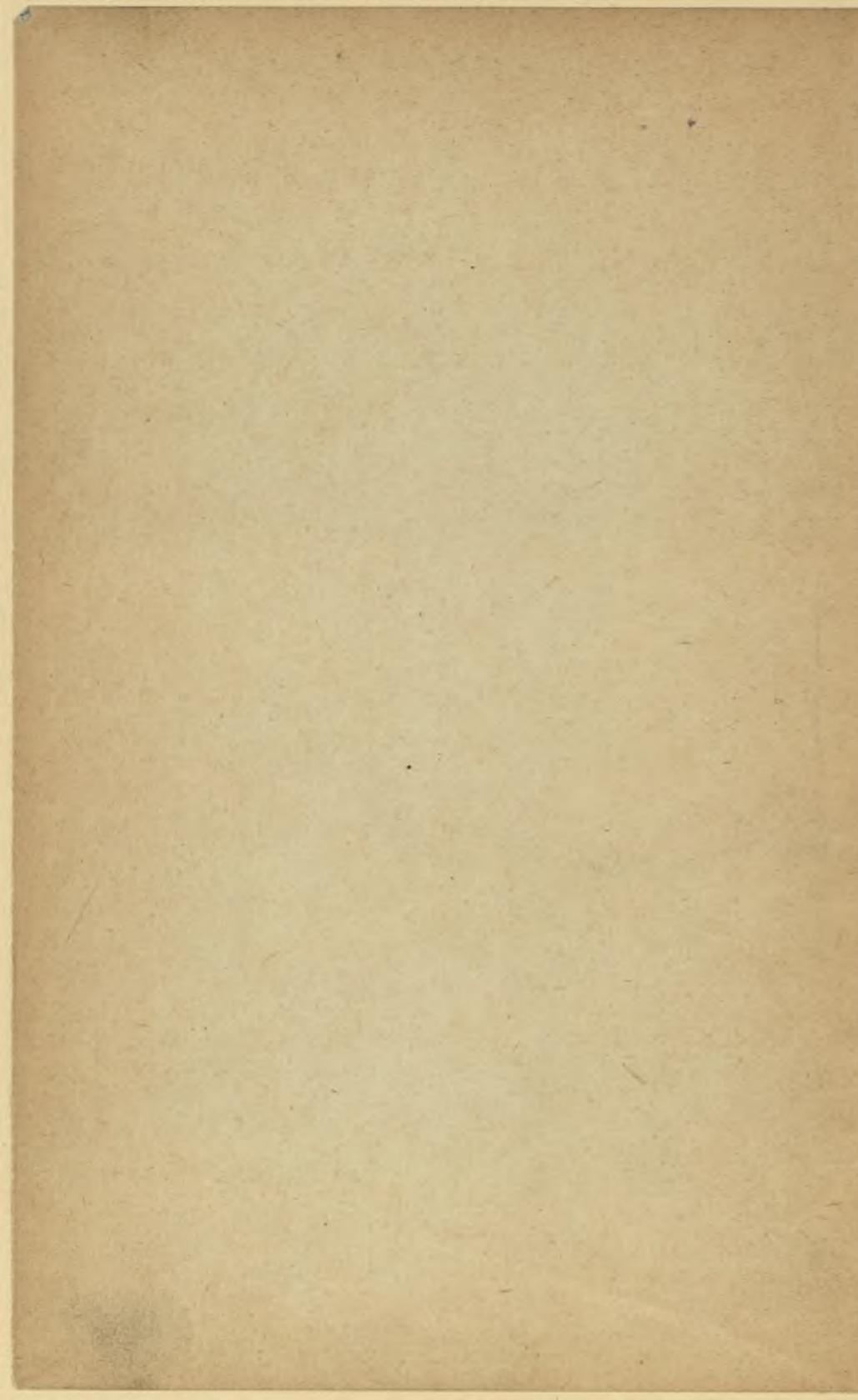
von

Maria Schulz-Sturm.









Der hochverehrten
Frau Fritsche, der
langjährigen Freundin
unseres Hauses, als
zuifun anfrifftigen
Ergebensmit

Marie Scholz

Meine Mutter.

Strehornitz 20 Okt. 1892

SL

830-3



920

Meine Mutter.

Von

Marie Scholz-Stona.



K. und F. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

KD 300



929^{SL} A/7

KD 300

3 75/94
1.000.-



Sich alle Mühsal — uns alle Freuden,
sich alle Leiden — uns alles Glück.
Ihr Herzblut hätte sie für uns gegeben.

Meine Mutter war eine seltene, wunderbare Frau. Wohl auf Jeden, der ihr in den Weg trat, hat sie einen tiefen, eigenartigen Eindruck gemacht.

Nicht modern im gewöhnlichen Sinne, gehörte sie zu jenen Hausmüttern aus altem Schrot und Korn, die treu und verlässlich, allzeit rastlos fleißig, allzeit besorgt um das Wohl der Ihren, mildthätig bis zur Selbstlosigkeit mit unerschütterlichem Glauben und einem Herzen voll Liebe im häuslichen Kreise schalten und walten, nicht in Demut und Niedrigkeit, sondern im Bewusstsein ihrer Thatkraft, ihrer Würde. Sie verstand es sehr gut, wenn es nöthig war, das Hauskleid mit der Salontoilette, die Alltagsrede gegen ein heiteres,





belebendes Gesellschaftsgespräch zu vertauschen, das sie in der ihr eigenen gemessenen Weise zum Ausdruck brachte. So war sie auch modern im schönsten Sinne. Und doch blieb sie ein Original ihr Leben lang.

Ich habe oft darüber nachgedacht, was meine Mutter zu dieser prächtigen Entwicklung ihres Charakters gebracht haben mag zu einer Zeit, wo die Welt von Schablonenmenschen wimmelt. Und ich bin mir darüber klar geworden. Ihre Erziehung war es, die keine Institutsvorsteherin, sondern das Leben selbst geleitet hat.

Raum zwei Jahre alt, verlor sie ihre Mutter. Als das Höchste schwebte es ihr vor, demmaleinst mit ihr vereinigt zu werden. „Ich habe sie nicht gekannt,“ sagte sie oft, „und schon darum glaube ich an ein ewiges Leben, weil sie mir nicht für immer kann entrissen worden sein.“

Ihr Vater, ein wohlhabender Gutsbesitzer, war wiederholt Witwer geworden und suchte immer wieder das Glück der Ehe; so kam es, daß ihre erste Erinnerung sich an Stiefmütter knüpfte, von denen eine, die gute Beate, das kluge Kind zärtlich in ihr Herz geschlossen hatte.

Mein Großvater war wie alle Mitglieder seiner Gesellschaftsclasse in damaliger Zeit — um





das Jahr 1835 — weit entfernt davon, seine Kinder mit Bonnen zu umgeben. Frei wuchsen die zarten Menschenpflänzlein auf, mitten in ein großes Hauswiesen gestellt.

Wo die kleine Marie mithelfen konnte, da half sie. Schon als neunjähriges Kind eilte sie jeden Morgen allein von Ober-Schöbischowitz nach Nieder-Schöbischowitz, um der dort harrenden Gesindeföchin aus den Vorratskammern herauszugeben, was diese für den Tag benötigte. Wie oft trat sie im Winter beim Überschreiten des seichten, nur leicht gefrorenen Bächleins ins Wasser und der frierende Saum des Röckchens schlug dann kalt und steif an ihre Füße. Sie achtete dessen nicht; froh und stolz lief sie weiter, um nur ja recht schnell wieder zurück zu sein und sich im väterlichen Schlosse noch nützlich machen zu können.

Wenn dann der Schullehrer zum täglichen Unterricht kam — wird wohl alles andere eher als ein Pädagog gewesen sein! — da wurde fleißig studiert; im übrigen lag das Hauptgewicht nicht auf den Schulstunden, sondern auf freier Thätigkeit.

So hat meine Mutter vor allem arbeiten gelernt und nicht nur gelernt, wie die Kinder von





heute. Darum ist ihr die Arbeit zeitlebens ein Bedürfnis geblieben; ihr verdankte sie die schönsten Stunden und das erhebende Glücksgefühl, das nach gethaner Pflicht uns durchglüht.

Doch auch kummervolle Tage erlebte sie. Beate, deren Gesundheit nie besonders kräftig gewesen war, erkrankte schwer. Nun lasteten die Sorgen des Hauswesens und die Pflege der Kranken auf Marie. Stundenlang saß sie am Bette der Mutter; sie führten seltsame Gespräche miteinander, die das Alter des Kindes weit überflogen. Und wie es zum Sterben kam, da stand die zwölfjährige Marie bei der Stiefmutter und hielt ihre Hand und hörte ihr letztes Liebeswort und ihren letzten Seufzer.

Seither war es, als ob sie für die Kranken des Dorfes eine Art Zaubermacht besäße. Oft ließen sie die kleine „Freliczka“ heimlich zu sich bitten, und sie kam willig zu ihnen und tröstete sie und manch Einem drückte sie die Augen zu. Die verworrenen Reden der Sterbenden, die Grüße, welche diesen von den Umstehenden aufgetragen wurden, die geheimnisvollen Sprüche der Dorfältesten, denen das Kind gläubig lauschte mit dem Herzen voll Ehrfurcht und Frömmigkeit, all dies





mag den mystischen Sinn in meiner Mutter erweckt haben, der sie bis in ihre letzten Jahre zu dem Reiche der Geister hinzog. Sie glaubte die seltsamsten Dinge, und ich mag als modernes Mädchen, vollgefogen von allerlei nüchternem Wissensstram, oft frevelnd über sie gelacht haben, weil ich die Quelle und die Größe ihrer Überzeugung nicht verstand. Nicht was er glaubt, wie er es glaubt, ist bezeichnend für die Tiefe eines Charakters.

Als Marie erwachsen war, fanden sich der Freier gar viele ein. Junge Gutsbesitzer, hoffnungsvolle Beamte bewarben sich um ihre Hand. Sie aber wollte vom Heiraten nichts wissen, obwohl der Vater ihr bald diesen, bald jenen als Ehegemahl empfahl.

Sie hatte Ideale und träumte davon, mit ihrer Hand auch ihr Herz zu verschenken. Keine plauderte mit den Freiern lustiger wie sie, keine tanzte besser als sie, und keine wußte die Körbchen, die sie austheilte, mit so viel herzlicher Freundschaft zu umspinnen wie sie.

Der alte Prymus, ihr Vater, zählte zu den strenggläubigen Protestanten. Jeden Sonntag fuhr er mit seiner Familie nach Teschen in die alte evangelische Kirche am Oberthor und lauschte an-





dächtig den erhebenden Predigten, die der vor-
treffliche Pfarrer Klapsia, als Mensch wie als
Priester gleich hoch geachtet, vor seiner andächtigen
Gemeinde hielt. Da saß der Alte mit feierlichem
Ernst im hohen Kirchenstuhl, vor sich das ehr-
würdige, ererbte Gebetbuch mit den Messing-
beschlägen.

Marie befand sich neben ihrer jüngeren
Schwester Louise in den Reihen der Frauen; ihre
feinen Hände umschlossen den gelben Ledereinband
des neuen Testaments, eines winzigen Büchleins,
das Beate ihr geschenkt hatte, deren Namen es
in verblichenen Zügen trägt.

Es begab sich nun eines Sonntags, daß
meine Mutter mit einer Freundin über den Kirch-
platz ging, als sie einen jungen Mann wahrte,
der mit einem ihrer Bewerber die Straße daherkam.
Der Ausdruck seines ebenmäßigen Gesichtes fesselte
sie unbeschreiblich, sein dunkles Auge traf sie;
den Arm der Freundin an sich pressend, fragte
sie hastig: „Wer ist der junge Mensch dort?“

Zu gleicher Zeit erhielt Marien's Freier
einen freundlichen Rippenstoß von seinem Begleiter.
„Wer ist das hübsche Mädchel?“

Und während der Unbekannte — kein anderer





als mein Vater — die gewünschte Auskunft erhielt, flog es blitzartig durch des Mädchens Kopf: dieser oder keiner wird dein Mann!

Am Sonntag fügte es sich, daß der erwähnte Freier mit seinem jungen Bekannten, der sich Stonawski nannte, in Schöbischowitz erschien. „Du hast dir den rechten Begleiter ausgesucht!“ dachte lachend meine Mutter. Was hat sie mir nicht alles erzählt von dem Zauber der ersten Gespräche!

Der Zufall wollte, daß der neuen Stiefmutter erwachsener Sohn um die Schwester jenes Stonawski freite. Zu der großen Hochzeit waren natürlich unter zahllosen Gästen auch Marie und Louise geladen.

Marie suchte es geschickt so einzurichten, daß Stonawski ihr als Brautführer bestimmt ward. Nie gelang eine Intrigue leichter, denn Stonawski hatte sich heimlich Marie als Ehrenjungfer erbeten. Daß beide sich bei jenem Feste — es dauerte mit all seiner Feierlichkeit und seinem Jubel acht Tage — für ihr ganzes Leben zu treuer Liebe verbanden, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Vater Prymus war von der Wahl seiner Tochter nicht gerade entzückt, denn der junge Bewerber nannte kein stolzes Schloß sein Eigen,



❦

wohl aber ein edles Herz, einen muthigen Sinn und ungewöhnlichen, scharfen Verstand, Eigenschaften, welche die Töchter am schnellsten, die Väter am spätesten zu schätzen lernen.

Doch kannte der alte Mann Marie's Charakter viel zu gut, um nicht zu wissen, daß nichts sie in ihrem Entschlusse wankend machen könnte. Er that also endlich, was gute Väter immer thun, er gab nach, und eitel Frohsinn herrschte nun im Mädchenstübchen von Schöbischowitz.

Zu jener Zeit flocht Marie für ihren Bräutigam ein Kränzlein aus ihrem blonden Haar und heftete es fein säuberlich auf ein Blatt Papier in Form eines Herzens. Darein schrieb sie die Worte:

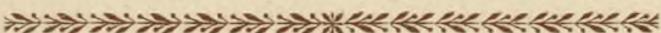
Ein treu und aufrichtiges Herz ist werth,
Daß man es bis in den Tod liebt und ehrt!

Sie hatte diesen Spruch selbst erfunden, und er klang wie eine Forderung und ein Gelöbniß.

Am 12. September 1848, als die Freiheitsfackel lohete, vereinigten Josef Stonawski und Marie Prymus ihrer beider Leben zu einem einzigen.

Die Heimat des jungen Paares war das Gut Wozzka, das mein Vater gepachtet hatte.

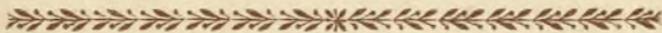
❦



In der Nachbarschaft gab es zahllose Verwandte, mit denen der regste Verkehr gepflogen wurde. Jeden Augenblick war ein Namenstag, eine Hochzeit oder eine Taufe zu feiern, und selbstverständlich ließ sich der ganze Schwarm der Verwandten an dem Herde des Auszuzeichnenden nieder. Das schuf ein inniges, patriarchalisches Zueinanderhalten, welches in trüben Zeiten dem Einzelnen zum Segen gereichte.

Mit Niemand aber verkehrte meine Mutter so gern als mit ihrer Schwägerin Helene, die mit ihrem Gatten, meines Vaters Bruder, nur eine halbe Stunde von Lonczka entfernt auf einer großen Pachtung lebte. Das war eine gar prächtige Frau, eine tüchtige Wirtin — sie ist es bis auf den heutigen Tag geblieben — von der sogar noch meine Mutter lernen konnte.

Wie oft eilte sie in der Dämmerstunde hinüber zu ihr, und die beiden Frauen plauderten dann fröhlich miteinander, während die Männer bei der Tarockpartie saßen. Die Stonawskis sind alle geborene Kartenspieler, und wie gut sie zu ihrem Josef paßte, zeigte meine Mutter schon darin, daß sie passioniert mit den Herren zur Fehde zog. Gestritten wird nämlich immer, als ob es





das Leben gelte, und oft zeigt es sich, wenn die Gemüther sich wieder beruhigt haben, daß alle Streitenden die gleiche Ansicht vertraten, was sie natürlich nicht wissen konnten, da keiner auf den andern gehört hatte.

Im Gebetbuch meiner Mutter stehen von ihrer Hand die Worte verzeichnet: „Mein erster Sohn Karl geboren am 7. Juli 1849. Mein zweiter Sohn Gustav geboren am 30. December 1851.“ Nichts fehlte dem Glück meiner Eltern.

Doch Lonzka ward meinem Vater zu klein, er suchte sich ein anderes Königreich und fand Strzebowitz.

Im Sommer des Jahres 1854 übersiedelte er mit seiner Familie in die neue Heimat, als Pächter der beiden Güter des Grafen Demblin.

Gar bald gelang es ihm, durch seinen eifernden Fleiß die Achtung des Gutsherrn zu gewinnen, während das frische, natürliche Wesen meiner Mutter die Sympathien der Gräfin erwarb.

Meine Eltern wurden häufig auf das Schloß geladen, und bei manch einer lebhaften Spielpartie bewies die hübsche, junge Pächterin die Raschheit ihrer Entschlüsse. Sie bewies sie aber auch auf andere Art. Als einmal der Kammerdiener des





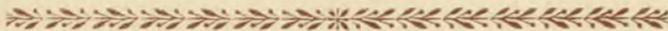
Grafen meinem Vater eine Botschaft überbrachte und in dessen Abwesenheit sie meiner Mutter vortrug, ohne die Cigarre aus dem Munde zu nehmen, da flog im nächsten Augenblick der Glimmstengel in weitem Bogen zur Erde, von einer Kraft außerhalb seines Besitzers getrieben. Mit offenem Munde starrte der Diener die energische Frau an. Sich Respect zu verschaffen, wo er ihr gebührte, das verstand meine Mutter vortrefflich.

Am 3. Juni 1855 erlebten meine Eltern einen furchtbaren Schlag. Ihr sechs Jahre altes Söhnchen Karl starb plötzlich nach kurzer Krankheit. Hier zeigte meine Mutter zum erstenmale, welche bewunderungswürdige Ruhe sie im tiefsten Leid zu bewahren wußte, wenn es galt, den Schmerz des Gatten zu lindern.

Zwei Jahre später starb der alte Pyrmus und bald darauf die Eltern meines Vaters. So sinkt das welke Laub von den Bäumen, um neuen Blättern, neuen Kräften Raum zu geben.

Meiner Mutter war es nun recht einsam geworden. Sie zitterte in banger Ängstlichkeit um das Leben ihres geliebten einzigen Sohnes Gustav und sehnte sich nach einer Tochter.

Und hier wieder tauchte ihr mystischer Glaube





auf. Um eine Tochter zu bekommen, heißt es irgendwo im Volksmunde, habe eine Ehefrau nur nöthig, ein junges Mädchen zu sich in's Haus zu nehmen.

Meine Mutter erinnerte sich eines Onkels, der tief in Galizien im Schoße einer zahlreichen Familie lebte. Ihn aufzusuchen und ihm eine seiner Töchter, die bildhübsche fünfzehnjährige Sophie im Triumphe zu entführen, war das Werk weniger Tage.

Zwei Jahre später kam mein winziges Persönchen auf diese Welt, gleichsam zur Bekräftigung der alten kabbalistischen Wunderregel.

Ich glaube, ich wurde vom ersten Augenblick an unendlich verwöhnt. Meine Mutter umgab mich mit einer Liebe, der nur jene des Vaters gleichkam. „Tante Sophie“ wiegte mich auf ihren Armen, mein kleiner Bruder betrachtete mich staunend, alle stimmten darin überein, daß der Welt das achte Wunder geschenkt worden sei. So wuchs ich als eine Ungezogenheit ohne Gleichen empor.

Als ich das fünfte Jahr erreichte, vollzog sich eine große Veränderung in unserm Leben. Mein Vater hatte Strzebowitz gekauft und wir übersiedelten aus dem „Schlüssel“ in das Schloß.



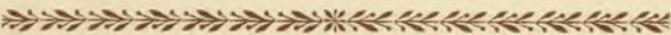


Nun hatte meine Mutter ein weites Feld für ihre Thätigkeit und vom Morgen bis zum Abend war sie emsig bemüht, Haus, Hof und Garten in musterhafte Ordnung zu bringen, den Gewinn zu mehren und rings um sich ein zufriedenes, ehrliches Volk zu erziehen.

Doch blieben mannigfache Prüfungen und Sorgen nicht aus. Es kam das Kriegsjahr 1866.

Da wir unmittelbar an der Grenze wohnen, nur durch die Oropa von Preußen getrennt, zogen gleich bei der Kriegserklärung allerlei böse Ahnungen in unsere vaterländischen Herzen. Die haarsträubendsten Gerüchte durchschwirrten die Luft; man erzählte sich, wie die Feinde Dörfer und Schlösser plünderten und in Brand steckten, taugliche Männer zum Schlachtendienst fortschleppten, Elend und Verzweiflung rings um sich verbreitend. Wie so viele Andere beschloßen auch meine Eltern zu fliehen, sobald die erste verhasste Pickelhaube (wir waren bereits dahin gelangt, sogar die Pickelhauben zu hassen) sich auf dem jenseitigen Berge zeigen würde.

Nun ging meine Mutter mit wenigen Getreuen daran, Silber und Kostbarkeiten in unauffindbaren Schlupfwinkeln des alten Schlosses





zu verbergen, und sandte Eßvorräthe, Bettzeug und allerlei des Nöthigsten auf großen Leiterwagen in das Innere des Landes. Wir alle waren marschbereit. Vor dem Hause standen Tag und Nacht drei Wagen, die uns jeden Augenblick in Sicherheit und zu den vorangeschickten Fleischtöpfen Egyptens bringen konnten.

Während mein kindliches Gemüt sich mit Genuß der veränderten Situation hingab, die eine bunte Abwechslung versprach, irrten meine Eltern verzweifelnd durch die von ihnen selbst geplünderten Räume. Nach zwei Tagen und drei Nächten angstvollen Harrens auf den Feind, der noch immer nicht kommen wollte, erfasste sie eine dumpfe Resignation. Sie beschloßen zu bleiben, was auch immer geschehen mochte. Die Pferde wurden ausgespannt und zum ersten Mal nach langen Schreckensstunden gingen alle Bewohner des Schlosses friedlich zur Ruhe.

Nur Sophie gab sich der allgemeinen Sorglosigkeit nicht hin; ihre Fenster zeigten auf den preußischen Berg, und kaum graute der Morgen, als sie sich erhob, um Umschau zu halten im Feindesland.

Hilf Himmel, was sah sie! In dunkeln Scharen wie wimmelnde Ameisen kam es herun-

ter gezogen, und die Pickelhauben funkelten und die Flinten blitzten.

Das waren sie, die Gefürchteten und Verhassten, die Mordbrenner, die Allesödter — die Feinde!

Fast besinnungslos vor Schrecken wollte sie in das Schlafzimmer meiner Eltern eilen; doch kaum hatte sie den Corridor durchschritten, als sie Sporengeklirr auf der Stiege hörte und zwei preussischen Soldaten gegenüberstand. Wie auf Windesflügeln mußten sie herabgeeilt sein.

„Rufen Sie den Besitzer dieses Schlosses!“ herrschte der Eine sie an. Halb ohnmächtig, aber zu ihrer Vertwunderung weder gespießt noch erschossen, stürzte sie zu meinem Vater. Dieser warf einen Schlafrock um sich und eilte in's Vorhaus, wo die beiden Krieger ihm mit gespanntem Revolver entgegen traten.

„Folgen Sie uns!“ lautete der kurze Befehl.

Nun kleidete sich mein Vater so rasch als möglich an und eilte hinab. Vor dem Schlosse standen zwei Reiter, die zwei ledige Pferde an den Zügeln hielten. Die beiden Begleiter meines Vaters schwangen sich blitzschnell in die Sättel, nahmen ihn sogleich in ihre Mitte und geleiteten ihn zu einer nahe dem Flusse gelegenen Wiese,

wo der Feind Aufstellung genommen hatte. Hier wurde er vor den Regiments-Commandeur geführt.

„Sind Sie der Besitzer dieses Gutes?“ fragte ihn dieser.

Und als mein Vater bejahte, fuhr er fort: „Sagen Sie mir auf Ihr Ehrentwort, ob österreichisches Militär in der Nähe ist. Wagen Sie es nicht, zu lügen, sonst lasse ich Ihr Schloss in Grund und Boden schießen!“

Dieser gütigen Zusicherung hätte es gar nicht bedurft, um meinen Vater zum Sprechen zu bringen. Er erklärte, daß bis zum letztverflossenen Abend kein österreichisches Militär in der Nähe gewesen sei; was in der Nacht geschehen sein mochte, könne er nicht verbürgen.

Der Oberst befahl ihm nun, ein Frühstück für 1200 Mann auf der Wiese in einer Stunde bereit zu halten. Bis dahin wollte er mit seinen Soldaten Telegraphenleitung und Eisenbahnbrücken des nahegelegenen Bahnhofes zerstört haben. Für die hiesige Bahnbrücke stellte er das gleiche Schicksal nach dem Frühstück in freundliche Aussicht. Damit entließ er meinen Vater, der nun nach Hause eilte, um Vorbereitungen für die ungeladenen Gäste zu treffen.



Im Dorfe hatte sich wie ein Lauffeuer die Nachricht verbreitet, daß der Feind den Gutsherrn gefangen fortgeschleppt habe. Eine fürchterliche Panik ergriff die Bevölkerung. Was Mann war und laufen konnte, lief wie von Furien gejagt; die Beamten meines Vaters, Volontäre, Studenten, ja sogar der Gastwirt, ein ehrfamer Israelit mit einem Umfang von zwei Metern, alle, alle flohen in mangelhafter Bekleidung, wie sie den Betten ent schlüpft waren, über die Felder in die nächsten Dörfer, wo sie die Schreckenskunde weiter verbreiteten. Kein Zweifel, der Feind führte die Männer in sein Lager, um sie in den verhassten Waffenrock zu zwingen und in die Schlacht zu jagen. Man erfüllte also nur eine Pflicht gegen das Vaterland, wenn man sich solcher Gefahr entzog.

In Strzebowitz entwickelte sich indessen eine fieberhafte Thätigkeit. Was an Brot, Butter, Käse, Kuchen, Schnaps, Bier und Wein im ganzen Dorfe aufzutreiben war, wurde zu riesigen Portionen auf die Wiese gebracht. Meine Mutter entfaltete ihren ganzen riesigen Fleiß, ihr hausfrauliches Talent, um dieses Tischlein deck dich in der erforderlich schnellsten Zeit fertig zu bringen. Und es gelang alles prächtig.





Als die Feinde vom Bahnhof zurückkehrten, überblickten sie schmunzelnd die Wiese mit ihren Batterien von Flaschen und Verschanzungen von Brot und Lebensmitteln. Mannschaft wie Officiere gaben sich nun ganz dem Zauber der nächsten Stunde hin. Mein Vater machte die Honneurs.

Die Mutter war mit ihren Hausnymphen im Schlosse zurückgeblieben. Plötzlich sprengte ein Officier vor das Thor. Erschreckt stob alles auseinander. Wollte er plündern, rauben, fengen, Gut und Leben nehmen? Man hatte sich daran gewöhnt, die Feinde als reißende und beißende Thiere zu fürchten. Die Hausfrau faßte sich endlich ein Herz, schritt energisch vor den Feind und fragte nach seinem Begehr. Da grüßte er friedlich und bescheiden und erbat sich — er forderte nicht einmal — eine Tasse Kaffee. Nun lud sie ihn ein, abzusitzen und in's Wohnzimmer zu treten.

Doch da erwachte der Feind in ihm. Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Das wage ich nicht,“ sagte er. „Sie könnten mich ja in einen Hinterhalt locken!“ Und einen Blick rings um sich werfend, fügte er hinzu: „Wie gut kenne ich dieses Schloß und seine Räume!“

Erstrocken blickte meine Mutter ihn an. Heiliger Gott, wenn er die Schlupfwinkel kennt, wo das Silber verborgen lag!

Er schien ihre Gedanken zu errathen. „Sie brauchen nichts von mir zu fürchten,“ sagte er. „Ich bin der Fürst Lichnowsky und habe hier manch fröhliche Stunde mit dem Grafen Demblin verlebt!“

Nun plauderten Feind und Feindin gar fröhlich miteinander, bis die dunkeläugige Sophie den Kaffee brachte. Hoch zu Ross leerte der Fürst die Tasse, dankte, grüßte galant und gab seinem Pferde die Sporen.

Diese kleine Episode trug wesentlich dazu bei, das Vertrauen zu den Feinden in den Herzen der weiblichen Bevölkerung von Strzebowitz zu heben.

Inzwischen hatte die Wiese sich langsam in ein Schlachtfeld verwandelt, auf welchem zum Glück nur leere Flaschen, unblutige Messer und Käserinden die Wahlstatt bedeckten. Der Oberst berief meinen Vater abermals zu sich. In warmen Worten dankte er ihm für die vortreffliche Bewirtung und theilte ihm mit, daß er aus Rücksicht für ihn davon absehe, die dem Schlosse nahe gelegene Eisenbahnbrücke zu sprengen.

den verlassenen und verwahrlosten Schlössern, durch die er gekommen, endlich wieder im trauten Heim einer Familie zu sein.

Meine Eltern führten ihn in das sogenannte Rosenzimmer, in welchem ich diese Worte niederschreibe und zeigten ihm durch das Fenster sein nahes Vaterland. Als er das grüne Gelände erblickte, da erfasste ihn eine tiefe Rührung und er hatte Mühe, seiner Thränen Herr zu bleiben.

In diesem Augenblick war der Bund geknüpft, welcher gute und edle Menschen umschließen sollte, unbekümmert darum, daß sie „Feinde“ hießen.

Die Freundschaft, die meine Eltern mit dem Oberst verband, erstreckte sich bald auch auf seine trefflichen Officiere Klitzing, Trenck, Buddenbrock, Frisch und wie sie alle hießen.

Vier Wochen lang blieb der Stab des Regimentes in Strzebowitz, und meine Eltern thaten in wahrer Humanität ihr Bestes, um ihren Pflichten nachzukommen. Wie ein Feldherr ordnete meine Mutter vormittags die Truppen der Küche, und mit Sparsamkeit und richtigem Verständniß der europäischen Lage wußte sie es so einzurichten, daß jeder Feldzugsplan gelang und jedes Mittagmahl einen Sieg für sie bedeutete.

Mein Vater gestattete den fremden Herren, auf seinen Feldern zu jagen; er that dies um so bereitwilliger, als er sich bald überzeugt hatte, daß sie dem Wild nur wenig Schaden zufügten.

Jeden Nachmittag kamen die Officiere aus der Umgebung auf Besuch zu uns. Da gab es im Garten festliche „Fause“ an einem Tisch ohne Ende und dazu Musikbegleitung der Regimentskapelle. Man sieht, daß zwischen Preußen und Österreichern eine solche Verbrüderung stattfand, wie sie kaum je in Friedenszeiten erreicht wird. Nur in Sophie's und in meinem Herzen brannte unauslöschlicher Haß gegen die „Praisien,“ wie wir sie nannten. Sie kühlte ihre Racheblut, indem sie dann und wann den Officiern eine Fliege in die Suppe warf; ich ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne den Feinden mit der ganzen Ehrlichkeit meiner sechs Jahre zuzurufen: „Nicht leiden kann ich Euch!“ was mir gewöhnlich zu meiner Entrüstung einen Kuß eintrug.

Mein Bruder hatte sich mit seinen Vettern, die bei uns zu Gäste waren, vortrefflich in die neue Situation gefunden und betrieb mit mehreren Gesinnungsgenossen aus dem feindlichen Lager friedlich den Fischfang.



Der Prager Friede ward geschlossen, und das preußische Vaterland berief seine Söhne zu sich. War das ein Abschied nach so langem herzlichem Zusammenleben! In so manchem Kriegerauge schimmerten Thränen, die sowohl der Freude der Rückkehr wie dem Leid des Scheidens galten. Lange winkten wir den Fortziehenden Grüße nach. Als sie den heimatlichen Boden auf dem jenseitigen Ufer der Dppa erreicht hatten, da spielte sich eine ergreifende Scene ab. Mannschaft und Officiere vereinigten sich unter freiem Himmel zu einem Dankgebet für die glückliche Beendigung des Feldzuges und stimmten dann volltönend den alten herrlichen Choral an: „Nun danket alle Gott,“ dessen mächtige Accorde zu uns herüberklangen wie der weihevollte Abschluss einer blutigen Epoche.

Zahllose Briefe, welche in den nächsten Monaten aus allen Gauen Preußens herbeiflogen, legen beredtes Zeugnis ab für die Hochachtung und Liebe, die meine Eltern sich errungen hatten. Der alte Regimentsarzt Meyer schrieb: „Wie verstanden Sie es, uns zu Gästen, zu Freunden zu machen! Sie haben unsere Herzen erobert, so daß wir uns heimisch fühlten bei Ihnen wie bei den eigenen Lieben im Vaterland.“



❦

Ein junger Tribunals-Auscultator — ich habe keine Ahnung, was das sein mag — schwang sich sogar auf des Dichters Rappen und besang in schwungvollen Versen meine Mutter. Er war krank hergekommen und nur ihrer sorgfältigen Pflege verdankte er seine schnelle Genesung. Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen.

„Dreifach glücklich ist der Mann zu preisen,
Der ein solches Weib zur Gattin sich erkor!“

rief er schwunghaft in edler Begeisterung. Sein Gedicht war entschieden länger als seine Krankheit.

Das gute Einvernehmen meiner Eltern mit den feindlichen Truppen hatte allerlei Argwohn in begeisterten Patrioten erweckt. Sie munkelten etwas von „Landesverrat“ und ähnlichen freundlichen Dingen. Mit hoher Genugthuung mußte es daher meinen Vater und seine ganze Familie erfüllen, als nach Beendigung des Feldzuges sein korrektes Vorgehen sowohl vom Bezirksamt, als von der Landesregierung mit rühmenden Worten hervorgehoben wurde und eine vom Erzherzog Albrecht unterzeichnete Schrift anlangte, in welcher der oberste Kriegsherr, unser geliebter Kaiser, seine allerhöchste Zufriedenheit aussprach „in Anerkennung der in hervorragender Weise bethätigten

Loyalität und Treue und der zahlreichen Acte opferwilligen Patriotismus.“

So ging die Ehre meiner Eltern makellos aus der bittern Prüfung hervor.

Dem wilden Kriegsjahr folgten friedensvolle Zeiten, und mit neuem Mute und der alten Ausdauer wirkte meine Mutter in segensreicher Arbeit. Sorgte auch die Vorsehung dafür, daß ihr Glück nicht in den Himmel wachse und sandte dann und wann herbe Schicksalsschläge: gebeugt hat sie meine Mutter nie. Je größer das Leid war, um so stärker wuchs ihr die Kraft, es zu tragen.

Nie hat sie mit ihrer Umgebung geweint; aufzurichten, zu stärken und zu trösten verstand sie wie keine, und ihre felsens feste Zuversicht auf eine glückliche Zukunft warf einen goldenen Schein in die Herzen der Verzagtesten.

Ich kenne Niemand, der eines so reichen Glücksgefühls fähig gewesen wäre wie sie. Wie oft, wenn sie beim Frühstück im Garten saß, auf der Terrasse unter den alten Kastanien, vor sich des Sommers grüne Blätterpracht, in sich die selige Zufriedenheit, da leuchteten ihre Augen auf von innerem Glück und mit keiner Königin hätte sie tauschen mögen.

Vom Frühstück ging es an die Arbeit, unermülich, rastlos bis Mittag. Da wurde Umschau gehalten in Hof und Garten, Strauchwerk gepflanzt, junge Bäume von schädlichem Unterholz befreit, nutzlose Wege in frisches Grün verwandelt und manche Verschönerung vorgenommen, wo unser Auge, an Altes gewöhnt, längst nicht mehr sah, daß eine Neuerung noththat.

Nur kurze Zeit gönnte sie sich zur Mittagsmahlzeit, um nach Tisch sogleich wieder das begonnene Werk fortzusetzen. Ihrem Körper Ruhe zu gestatten, schien ihr ein Luxus, dessen sie nicht bedurfte.

War im Sommer die Thätigkeit im Freien vorherrschend, so wurde im Winter um so mehr gelesen. Meine Mutter liebte keine leichten Romane, sie zog ernste tiefsinnige Betrachtungen über Welt und Menschen allem Andern vor. Mit heller, überquellender Begeisterung las sie Marc Aurel's Meditationen und Epiktet's Handbüchlein der stoischen Moral. In dem letztern hat sie ihre Lieblingsprüche bezeichnet; einzelne sind so trefflich, daß ich mir den Genuß nicht versagen kann, sie hier folgen zu lassen.

V. „Nicht die Dinge selbst, sondern die Meinungen von den Dingen beunruhigen die Menschen.“



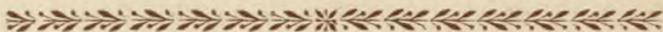
So ist z. B. der Tod nichts Schreckliches, sonst wäre er auch dem Sokrates so erschienen; sondern die Meinung von dem Tod, daß er etwas Schreckliches sei, das ist das Schreckliche.“

„Sache des Unwissenden ist es, andere wegen seines Mißgeschicks anzuklagen; Sache des Unfängers in der Weisheit, sich selbst anzuklagen; Sache des Weisen, weder einen andern noch sich selbst anzuklagen.“

VIII. „Verlange nicht, daß die Dinge gehen wie Du es wünschest, sondern wünsche sie so, wie sie gehen, und Dein Leben wird ruhig dahinfließen.“

XXXVII. „Wenn Du eine Rolle übernimmst, welcher du nicht gewachsen bist, so wirst Du sowohl in dieser zu Schanden werden, als auch jene, die Du hättest ausfüllen können, vernachlässigen.“ —

Wie unvergeßlich sind mir die winterlichen Dämmerstunden! Wenn die Faule eingenommen war und der alte Franz die Lampe gebracht hatte, dann nahm die Mutter ihr Buch zur Hand, rückte den Stuhl zurecht, so daß das Licht über ihre Schulter fiel und begann langsam und mit höchster Aufmerksamkeit zu lesen. Dabei bewegte sie still die Lippen. Besonders schöne Stellen las sie vor, denn alle mußten Theil an ihnen haben.

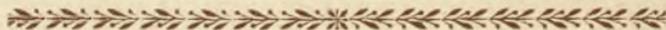


Und sie las so gut; jeder Gedanke ging in ihren Geist über, und sie gab ihn wieder mit überzeugender Stimme, als ob er ihrem Kopf entsprungen wäre. So kam es, daß der Vater nie einen Börsenbericht zu Ende las, ohne einigen Aphorismen sein Ohr geliehn zu haben.

War es sieben Uhr geworden, dann erschien abermals der alte Diener in der Thüre — eine Mahnung, daß es Zeit sei, den Tisch zu decken. Mit leisem Husten suchte er sich bemerkbar zu machen, gelang es ihm nicht, dann nahm er ganz einfach die Lampe fort. Nun erhob sich die Mutter mit ungeduldigem Räuspern, einen strafenden Blick zuwerfend dem allzu pflichtgetreuen Alten, der, wie sie ahnte, nur die „Schererei des Bedienens vom Halse haben wollte,“ damit er zu seiner Familie eilen könne.

Der Vater aber benützte die Pause, um in aller Geschwindigkeit ein kleines Schläfchen zu machen, die Generalprobe vor der Nacht.

Nach dem Abendessen wurde ungestört weiter gelesen bis neun Uhr. Um diese Stunde erklärte der Hausherr allabendlich, „daß es höchste Zeit sei, schlafen zu gehen,“ fand aber Niemand als sich selbst, den Rath zu befolgen.





Wir blieben noch lange um den Tisch sitzen, und wenn nicht mehr gelesen ward, dann erzählte meine Mutter allerlei Geschichten aus ihrem Leben. Bis in die fernste Kindheit reichte ihr vorzügliches Gedächtnis. War zufällig mein Vater noch bei solchen Erzählungen anwesend, und sie überschritt im Feuereifer die Grenzen der Wahrheit auch nur um ein Haarbreit, dann meldete er sich sofort vom Sofa her mit energischem Widerspruch. Sein nur in nüchterner Gegenwart schaffender Geist ist jeder aus dem Freien schöpfenden Phantasie absolut unhold.

War auch ich endlich zur Ruhe gegangen, dann blieb meine Mutter noch lange in traulicher Zwiesprach mit meiner guten Erzieherin Valeska und mit der Ida, ihrer Freundin, ihrer rechten Hand, der zweiten Seele des Haushalts. Wenn auch ihnen die Augen zuzufallen drohten, dann begab sie sich hinauf in ihr Zimmer und dort erhob sich ihre Seele in tiefer Andacht zu Gott. Sie betete für das Glück ihres Gatten und ihrer Kinder, sie vertraute ihrem Schöpfer an, was sie sorgte und bekümmerte, sie sprach zu ihm wie zu ihrem Beschützer und Rathgeber, und die Stimme ihres Herzens gab Antwort auf





ihr Flehen. Wunderbar gestärkt begab sie sich dann zur Ruhe. Ein Stückchen Himmel sah durch ihr Fenster gerade auf ihr Bett, und wenn sie die Augen öffnete, erblickte sie in klaren Nächten einen funkelnden Stern. Es war ihr längst zur Gewissheit geworden, daß auf jener leuchtenden Welt die Seele ihres Sohnes Karl lebte, und sie grüßte den Stern und nickte ihm zu, und er funkelte herüber in ihre Träume.

Immer weiter rückten die Jahre vor und zogen feine Furchen um ihre Augen. Wie wunderbar verstand sie die seltene Kunst, mit Weisheit alt zu werden, obwohl sie oft davon sprach, daß es schwer sei, sich alt zu denken. „Man war so lange gewohnt, jung zu sein und muß nun gegen diese Gewohnheit kämpfen.“

Es war ein Vergnügen, sie als alternde Frau zu sehen. Sie wußte ihre Kleidung ihren Jahren anzupassen und blieb immer die Nettigkeit selbst. Nie verließ sie ihr Schlafzimmer, ehe sie ihr Haar nicht für den ganzen Tag geschmackvoll gesteckt hatte. Berzaute Frauen waren ihr ein Gräuel.

Um ihre Jugend klagte sie nicht. „Es ist ein Glück, daß die Jahre vergehen. Es kommt schon die Zeit, wo sie nicht mehr vergehen!“ sagte





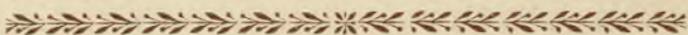
sie einmal. „Unser Alter ist der Vorzug, den wir vor der Jugend voraus haben. Wir erreichten es, sie aber weiß nicht, ob sie es erreichen wird“, pflegte sie dem zu erwidern, der nicht altern wollte.

Ich habe seit meiner Kindheit die Gewohnheit, fesselnde Aussprüche meiner Umgebung zu notieren; so kommt es, daß mir nichts verloren ging, worin ihr origineller Geist sich offenbarte.

Obwohl sehr gastfrei, liebte meine Mutter doch keine allzu große Geselligkeit. „Nur Gänse wollen in Scharen leben,“ sagte sie oft. Es genügte ihr, an Sonntagen gute auserwählte Freunde bei sich zu sehen, mit denen es sich heiter und angenehm plaudern ließ, und nur an wenigen Tagen im Jahre war das Haus Schwärmen von Gästen geöffnet, die dann mit gebührender Herzlichkeit empfangen und bewirtet wurden, so daß sie befriedigt mit verdorbenen Mägen die Heimreise antreten konnten.

Sie nötigte gern zum Essen nach alter Hausfrauensitte, wobei sie gewöhnlich auf den lebhaften Widerspruch meines Vaters stieß.

„Aber Mutter — rief er, „wenn Du uns abreden möchtest, wären wir Dir dankbarer!“



„Auf Dankbarkeit hab' ich nie gerechnet,“ entgegnete sie mit ihrem unerschütterlichen Humor. „Eßt nur! Was Ihr gegessen habt, das allein gehört Euch unbestritten!“

Ihre guten Einfälle waren bekannt. Als einmal einige Herren ihre Abreise damit entschuldigen wollten, „daß das Geschäft vor dem Vergnügen gehe“, entgegnete sie in der ihr eigenen bedächtigen Weise: „Das ist nicht richtig, meine Herren, das Tarockspiel geht vor, denn dabei kann man noch etwas verdienen, beim Geschäft aber verdienen Sie heutzutage nichts mehr!“

Einmal beobachtete sie einen schüchternen Studenten und ein Backfischchen, die lange schweigend neben einander geseßen hatten und endlich — man befand sich im Hochsommer — vom Schlittschuhlaufen zu sprechen begannen.

„Gott sei Dank,“ sagte meine Mutter, „sie sind schon im Fahrwasser, aber im gefrorenen.“

Unsere Nachbarn hatten einst einen Gast, der seinen Besuch in die Unendlichkeit auszudehnen gewillt schien. Endlich — die Familie athmete erleichtert auf — bestimmte er den nächsten Samstag zur Abreise. Der Samstag kam, der Gastfreund blieb. Verzweifelt erzählte es die Nachbarin.



„Und wir haben ihn nicht einmal aufgefordert zu bleiben!“ fügte sie hinzu.

„Dann wartet er eben noch darauf,“ bemerkte meine Mutter.

Es wurde einmal von einer jungen Frau gesprochen, durch deren frühen Tod alle Bekannten überrascht worden waren.

„Ich finde es sehr natürlich, daß sie gestorben ist,“ sagte meine Mutter. „Wenn eine Frau es duldet, daß ihr Mann seine ehemalige — Freundin in's Haus nimmt und neben die rechtmäßige Gattin an den Tisch setzt, dann kann sie nicht leben.“

„Weshalb denn?“ fragten alle.

„Weil sie zu schwach ist.“

Noch zahllose Aussprüche könnte ich citieren, die von ihrer tiefen Lebensweisheit Zeugnis ablegen, von ihrer Schlagfertigkeit und von der Güte ihres Herzens.

Nie duldete sie, daß man Einen absichtlich kränke, und wo immer es ihr möglich war, ersparte sie dem Schuldigen den verdienten Tadel; immer schlichtend, immer versöhnend stand sie zwischen feindlichen Parteien. Sie gestattete nicht, daß Jemand verhöhnt wurde wegen eines Fehlers, den abzulegen nicht in seiner Macht war.

❦

Auf unsern Lippen erstarb alles schadenfrohe Lachen, sobald sie sagte:

„Wenn ein Geschaidter sich blamiert, lachen die Dummen am meisten, denn es ist das erste Mal, daß sie ihn verstehen.“

„Eine kluge Frau sollte nie einen dummen Mann heiraten,“ sagte sie einst. „Denn wie der Kluge die beschränkte Frau zu sich emporhebt, zieht der Dumme die kluge Frau zu sich hinab.“

Doch der Grundzug ihres Charakters war die Wohlthätigkeit. Die meisten Menschen kümmern sich nicht darum, in welcher Art sie Wohlthaten erweisen, so groß ist die Freude, die sie mit ihrem Edelmut sich selbst bereiten. Meine Mutter half, um zu helfen, um Noth zu lindern, um glücklich zu machen, und ihre Wohlthaten lasteten nicht wie ein Druck auf gequälten Schultern, — wie Rosenblätter fielen sie auf sie nieder.

„Wer spät gibt, soll doppelt geben,“ sagte sie; sie selbst aber, sie gab oft schnell und dreifach.

Jemand eine unverhoffte Freude zu bereiten, galt ihr als das Höchste; dort zu helfen, wo verschämte Armut nicht zu bitten wagte, war ihre Seligkeit.

Selbstverständlich strömten aus vielen Dörfern Bedürftige zu ihr. Besonders an den Festtagen



war der Anlauf geradezu stürmisch. Da sagte sie wohl lachend: „Mir scheint, meine Hausarmen haben mich wieder einmal in der Umgebung zu gut recommandsirt!“ Doch unermüdlich ordnete sie kleine Päckchen mit Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Stoffen u. dgl. und vertheilte sie unter die Bittenden. Sie wußte, was jedem Noth that. Geld schenkte sie nicht, um die Leute nicht in Versuchung zu führen, es im nächsten Wirtshaus zu ver trinken.

„Ein Mensch ist nie schlecht, nur die Umgebung macht ihn dazu,“ sagte sie oft und vermied es, wo immer sie konnte, jemand der Verführung auszusetzen. Mochte sie aber auch manchmal streng erscheinen, es beugte sich doch jeder gern unter ihr Scepter.

Jenen, die bei ihr im Dienste standen, war sie eine wahre Mutter. Nie duldete sie, daß einer um einer Laune willen entlassen werde.

„Leicht ist es, einen Menschen unglücklich zu machen, aber schwer ist es, ein Lebensglück zu begründen,“ pflegte sie zu sagen, und als etwas Heiliges faßte sie ihre Pflichten gegen ihre Untergebenen auf. Eine Kündigung gab es bei ihr





nur in den seltensten Fällen; sich in einander zu finden, war ihr Grundsatz. Ost nahm sie arme Waisen oder Kinder verkommener Eltern zu sich ins Haus, kleidete und verpflegte sie, hielt sie früh zur Arbeit an und erzog sich auf diese Weise manche brave, fleißige Dienerin, der sie dann, wenn ein Bräutigam sich fand, ein prächtiges Hochzeitsfest bereitete.

Im Verkehr mit den Dienstleuten hatte sie ihre eigenen von der Erfahrung diktierten Anschauungen. So hielt sie darauf, häufig Geschenke zu geben, aber selten eine Lohnerhöhung und begründete dies mit den Worten: „Die Geschenke halten sie für Anerkennung, die Lohnerhöhung aber für unsere Schuldigkeit.“

Röstlich verstand sie es, Streitigkeiten unter den dienenden Geistern zu schlichten. Einst gab es heftige Fehde zwischen zwei Küchenfeen, tagelang sahen sie sich nicht an. Der Mutter wurde das stumme Schauspiel lästig, und da kein Zureden die Beiden versöhnen wollte, erklärte sie kurz:

„Welche der andern das erste freundliche Wort sagt, darf zur nächsten Tanzmusik.“

Und in den Armen lagen sich Beide.

Glückliche, fröhliche Menschen um sich zu sehen,



blieb ihre hohe Freude. Darum war ihr Lieblingspruch:

„Allzeit fröhlich sein
Und and're machen fröhlich,
Wer dieses Ziel erreicht,
Ist schon auf Erden selig.“

Und diese Frau, die so groß, so eigenartig, so rastlos thätig war, ein Segen für ihr Haus und eine Wohlthäterin für weite Kreise; die das Leben liebte, wie sich selbst, weil sie sich bewußt war seines Wertes; die ein glückliches Alter an den fernsten Grenzen menschlichen Daseins ersehnte; deren Gesundheit unverwüstlich erschien: sie begann plötzlich im Frühling 1889 zu kränkeln, zu fiechen, bis ein heftiger Anfall sie niederwarf. Die herbeigerufenen Ärzte erkannten ein weit vorgeschrittenes Herzleiden. Es war an keine Heilung mehr zu denken.

O diese qualvoll entsetzlichen Tage, wenn es uns zum ersten Mal bewußt wird, daß wir verlieren sollen für immer, was uns unerseßlich ist, woran wir hängen mit allen Fasern unseres Herzens! Wie da die Liebe aufflammt mit dem Schmerze

❦

zugleich und mit rasender Gewalt festhalten möchte, was eine finstere Macht uns zu entreißen droht. Wie die Hände so weich und schmiegsam werden zur Pflege, der Schritt so gedämpft, die Stimme zum Hauche sich verliert; nur das Auge, das angstvolle Auge blickt verstört aus dem blassen Antlitz, das sich über die Kranke neigt mit lächelnder Lippe . .

Einst saß ich an ihrem Bette in Schmerz verloren. Da blickte sie mich plötzlich wie aus tiefem Schlaf erwachend an, so zaubervoll, so zärtlich wie nie.

„Was willst Du, Mutterle?“ fragte ich mit zuckendem Herzen.

„Dich!“ hauchte sie und faßte meine Hand. Solch ein Augenblick ist ein Leben wert.

Der erste Anfall ging vorüber. Neue Hoffnung flackerte in uns auf; aber die Ärzte schüttelten betrübt den Kopf. „Die Ärzte sind nicht unfehlbar,“ sagt man sich in solchen Fällen, „die Natur, die Natur kann noch immer helfen.“

Aber die Natur war es, die nach kurzer Ruhepause die verlorene Kranke wieder auf ihr Schmerzenslager zurückwarf. Zu lange hatte das tödtliche Leiden das Leben meiner Mutter unter-



wühlt, nur ihre mächtige Energie hatte sie aufrecht erhalten, aber einmal gebrochen, war's um den kräftigen Stamm geschehen.

Welche furchtbare Erinnerung jene letzten qualvollen Monate, wo Hoffnung und wilde Verzweiflung in ihrem wie in unseren Herzen toll durcheinander schwankten, wo die Ärzte die Dosen des Giftes verdoppeln mußten, das meine Mutter dem zitternden Leben erhielt. Sie selbst wußte nur zu gut, daß dieser Zustand unhaltbar sei. Einst weigerte sie sich, die Medicin zu nehmen. „Wenn Gott mir helfen will, dann hilft er mir auch ohne sie!“ Wir standen diesem Argument ratlos gegenüber, und nur die gute Ida, die meine Mutter mit übermenschlicher Hingebung pflegte, fand das rechte Wort der Entgegnung.

„Gott hat aber auch die Medicin gegeben, damit wir sie einnehmen,“ sagte sie einfach. Die Kranke sah sie groß an und weigerte sich nicht mehr.

Es gibt Menschen, die ein tiefes körperliches Leiden verbittert und andere, die es zu unsagbarer Güte und Duldsamkeit verklärt. Zu den letztern gehörte meine Mutter. Wenn es möglich war, noch wohlthätiger zu werden, dann ward sie es auf ihrem Krankenlager. Je mehr ihr



❦

Körper gefesselt schien, umso freier ward ihr Geist, um so theilnehmender ihre Seele. Für jedes Leid hatte sie das rechte Verständniß, das rechte Wort zu seinem Trost, und ihr Kopf ward nicht müde zu sinnem, wem sie Gutes thun, wen sie erfreuen könnte.

Mit welch sinnigen Liebesgaben wußte sie noch immer Kinder und Enkel, Schwiegertochter und Schwiegersohn zu überraschen! Da ward kein Bäckchen fortgeschickt, das sie nicht selbst, in ihrem Bette sitzend, sorgfältig und bedächtig in feine Hüllen gefaltet.

Den Kranken im Dorfe wandte sich mehr denn je ihre Fürsorge zu. Wer hätte auch das Dulden so gut verstehen können wie sie! Wie oft sandte sie von ihrer einsamen Mahlzeit Speisen, die besonders kräftig waren, in die Hütten der Armen.

An den Tagen, an welchen sie sich wohler fühlte, ergözte sie uns noch alle mit ihren humorvollen Schilderungen vergangener Begebenheiten. Ihr Denken war so scharf wie je zuvor und ihr Gedächtniß, dem die letzten Monate verschleiert erschienen, behielt seine durchsichtige Klarheit für Ereignisse, die vor Jahrzehnten sich abgespielt.



„Wenn ich so still daliege,“ sagte sie einmal, „da sehe ich im Geiste wie im Traum alle Orte, die ich als Kind betreten. Da gehe ich wieder den alten Weg von Ober-Schöbischowitz nach Nieder-Schöbischowitz am Bach und an den Bäumen vorbei und grüße sie alle wie gute Bekannte.“

Es war, als ob ihr Geist unbewußt Abschied nähme von allem, was sie geliebt.

Und wie die Sonne im Scheiden immer stärker aufflammt am Horizonte, so flammte immer größer auf die Liebe, die ihr ganzes Herz erfüllte, die ihr Leben gewesen war. Nicht rührender, nicht hingebender hätte der ergrauende Mann an ihrer Seite sie pflegen können, als er es that, und die tiefinnere Zufriedenheit, das höchste Erdenglück strahlte noch immer von Zeit zu Zeit aus ihren Augen.

Der Winter ging vorüber, der Frühling zog in's Land. Noch flackerte, wenn auch oft zum Erlöschen trübe, das matte Lebenslicht.

Nur an seltenen Tagen wurde meine Mutter auf dem Rollstuhl in den Garten geführt. Rühmte da irgend Jemand in wohlmeinender Absicht ihr gutes Aussehen, ihre Kräfte, da lächelte sie müde und nickte. „Immer besser, immer besser! bis





mir ganz gut sein wird!" und ihre großen Augen blickten glanzlos vor sich hin wie in eine andere Welt hinüber.

Einmal sprach ich davon, daß die Ärzte ihr vielleicht eine Badereise vorschlagen werden. Da erhob sie ihr Haupt und sagte ruhig, aber mit fester Stimme: „Ich bleibe bei den Meinen, und wenn ich reise, dann reise ich wieder zu den Meinen.“

Immer stiller, immer resignierter, immer verklärter ward sie.

Für die seltsame Eigenart ihres Wesens ist es bezeichnend, daß sie nur betete, wenn sie sich wohler fühlte. Ihr überströmendes Dankgefühl bedurfte des Gebetes und drängte sie zu Gott — mit ihren Leiden wurde sie allein fertig.

Zu einer alten polnischen Dame, der sich ihr Herz in aufquellender Sympathie zugewendet hatte, sagte sie die wundervollen Worte: „Ich leide viel, aber ich bin so sehr glücklich gewesen in meinem ganzen Leben, daß es nur gerecht ist, wenn das Ende mir Prüfungen bringt.“

Wo soll ich Worte finden, um das zu schildern, was mein Herz erbeben macht in namenlosem Schmerz — ihre letzten Tage. Sie fühlte, daß es zum Sterben ging.





Es kam ein sonnenheller Morgen zu Ende des Monats Juli. Ich war mit ihr allein. Sie ließ die Fenster weit öffnen, und aufrecht sitzend sah sie hinüber auf den grünen blühenden Garten. Von Zeit zu Zeit nickte sie still mit dem Kopfe. „So schön, so schön,“ sagte sie leise, „aber es ist alles umsonst!“

Ich neigte mich hinter sie, um meine Thränen zu verbergen. Das Rasseln eines Wägelchens drang zu uns herauf.

„Dort sind Kinder,“ sagte sie. „Kinder, — nicht wahr, die nehmen sich vor, nicht zu sterben?“ Und sie lächelte. Ihr Lächeln hatte seit einigen Tagen einen Zauber wie nie zuvor; es war, als ob ein Hauch der Verklärung über ihre Züge glitte, so wonnig, so fein, so durchgeistigt erschien es.

„Nun will ich schlafen,“ sagte sie und lehnte sich zurück.

Von meinem Schmerz überwältigt, verließ ich das Zimmer.

Aber noch durfte sie nicht schlafen. Am Nachmittag berief sie uns alle zu sich. Sie reichte jedem die Hand. „Ihr habt doch dem Gustav geschrieben?“ fragte sie; mit inniger Liebe gedachte sie stets des fernen Sohnes. Wir bejahten. „Dann wird



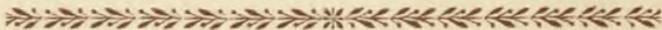
er bald hier sein. Weint nicht! Ich weiß, wie es mit mir steht und wohin es geht, aber ich habe keine Angst. Mein Gott ist bei mir. Wenn es sein muß, so muß es sein.“ Aufrecht saß sie da, kraftvoll wie in alten Zeiten. Den Blick in die Ferne gerichtet, als sähe sie in eine unabsehbare Zukunft, begann sie zu sprechen, und goldene, unvergessliche Worte entquollen ihren Lippen, Worte, die ewig nachklingen werden in unseren Herzen. Und je mehr sie sprach, um so höher schien ihr Geist zu wachsen. Ihr letztes Vermächtnis gab sie uns, eine Fülle von Liebe und Erkenntnis. Ihr ganzes Denken war nach innen gekehrt und holte aus den Tiefen ihres Gemütes die reichen Schätze, die sie ein Lebenlang dort gehütet hatte.

Sie empfahl uns auch, für eine arme Frau zu sorgen.

„Wir werden sie einladen, sobald es Dir besser geht!“ rief ich.

„O nein,“ entgegnete sie, „damit sie nicht darüber juble, daß es so schlecht werden mußte, ehe man an sie gedacht hat.“

Und als sie alles gesagt, was auf ihrer Seele gelastet, da wandte sie sich mit ihrem feinen Lächeln an uns, die wir, unserer Sinne kaum mächtig, sie umstanden.





„Und jetzt geht,“ sagte sie, „und laßt mich mit der Ida allein, daß ich mit ihr noch ein bißchen lachen kann. Wenn ich morgen noch lebe, will ich mich für Euch schön machen.“

Und noch einmal rief sie uns zurück. „Ihr habt heute wenig zum Nachtmahl, denn ich dachte mir: wer weiß, was bis zum Abend geschieht, und ob einer von Euch im Stande sein wird zu essen.“

Wer muß hier nicht an die wunderherrliche Frau Rath, Göthe's Mutter, denken, die bis zu ihrer letzten Stunde in Fröhlichkeit sorgte für ihre Lieben? Wahrlich, meine wunderherrliche Mutter hat uns nicht nur zu leben, auch zu sterben gelehrt.

Als Bruder und Schwägerin nachts ankamen, war meine Mutter wohl noch bei Besinnung, aber schon legten sich Schatten auf ihre Seele, und immer dichter und dichter fielen sie herab und umdunkelten sie, bis alles erloschen war, was hell und freudig in ihr geleuchtet hatte.

O über diese letzten Stunden, wenn der Arzt Euch sagt: „Sie weiß nichts mehr!“ und Euer zuckendes Herz hebt und verlangt nach dieser Gewissheit und zurückschaudert bei dem fürchterlichen Gedanken, daß sie es doch noch wissen mag, die Seele, wie sehr der arme gefolterte Körper leidet!





Ich saß am Lager der Sterbenden. Es war Mittag. Durch das Fenster hallten die Kirchenglocken, die zur Mittagsstunde läuteten; wie von weiter Ferne klang ihr Ton herüber. Meine Mutter hob die Augen empor und ihre Lippen bewegten sich wie im Gebet. Träumte sie? Spiegelte ein seliger Wahn ihr vor, daß der Himmel sich öffne und seine Engel ihr entgegen schwebten — oder litt sie und betete um Erlösung? Konnte sie bewusstlos sein, wie der Arzt es versicherte?

O schreckliche Stunden, deren Schleier nie gelüftet werden, deren tiefes Geheimnis der Sterbende mit sich nimmt in die Ewigkeit.

Am Morgen des 27. Juli um 8 Uhr früh that meine Mutter den letzten Athemzug. Wie eine Heilige hat sie gelebt, und wie eine Märtyrerin ist sie gestorben.

Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete sich schnell und wieder erklangen die Glocken, aber diesmal läuteten sie den Einzug der Verklärten in das Reich des Friedens ein.

Klagend strömten sie herbei, Dorfbewohner, Nachbarn und Freunde. Als die ersten aus weiter Ferne kamen die drei Söhne ihrer theueren Schwägerin Helene; geneigten Hauptes traten





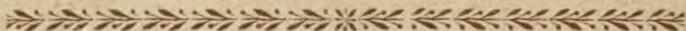
sie zu ihr und ergriffen einer nach dem andern zum Abschied ihre Hand.

Aus der hastenden Unruh des nächsten Tages flüchteten wir uns am liebsten zu der todten Mutter. Ihr Zimmer war uns zur Kirche geworden. Wie wunderbar ruhte sie vor uns, von blühenden Rosen umgeben, von Kerzenglanz überstrahlt. Der schmerzvolle Ausdruck war von ihrem Antlitz gewichen; dasselbe verklärte Lächeln, das in den letzten Tagen so seltsam über ihre Züge geglitten, hatte sich wie in Marmor gemeißelt auf sie niedergesenkt. Sie schien in stummem Glück zu träumen, als lebte ihre Seele schon auf jenem leuchtenden Stern, zu dem die Sehnsucht sie so oft getragen.

Am dritten Tage haben wir die geliebte Todte unter großer Betheiligung von Nah und Fern auf dem protestantischen Friedhof in Mährisch-Osttau zur Ruhe bestattet.

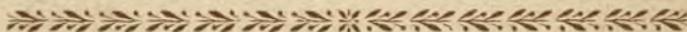
Als später die katholische Gemeinde in Strzebowitz die Bitte aussprach, ihre Wohlthäterin in ihrer Mitte zu haben, da kam sie nur einem Wunsche meines Vaters entgegen, und ein Jahr darauf führten wir unsere Mutter in ihre Heimat zurück.

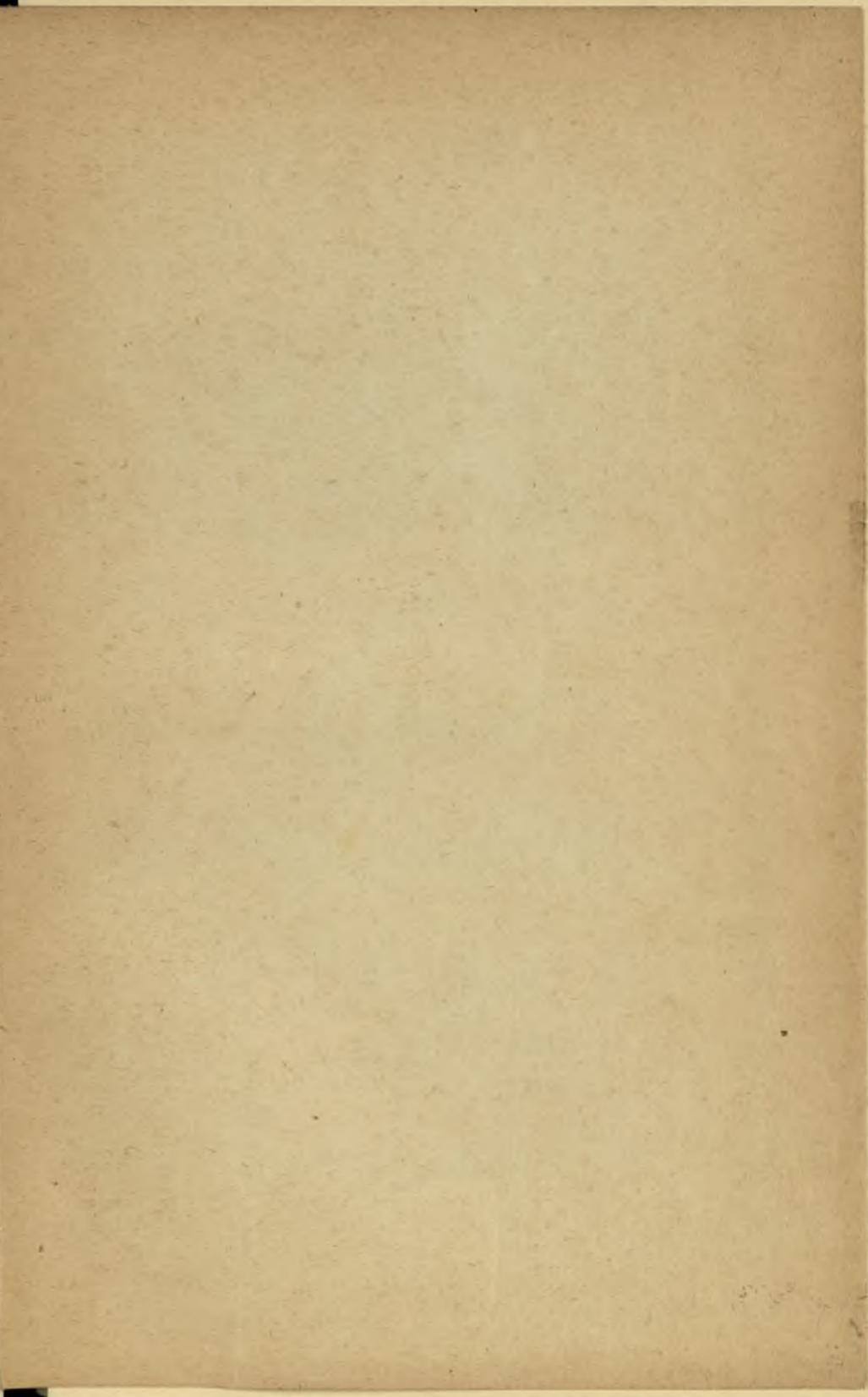


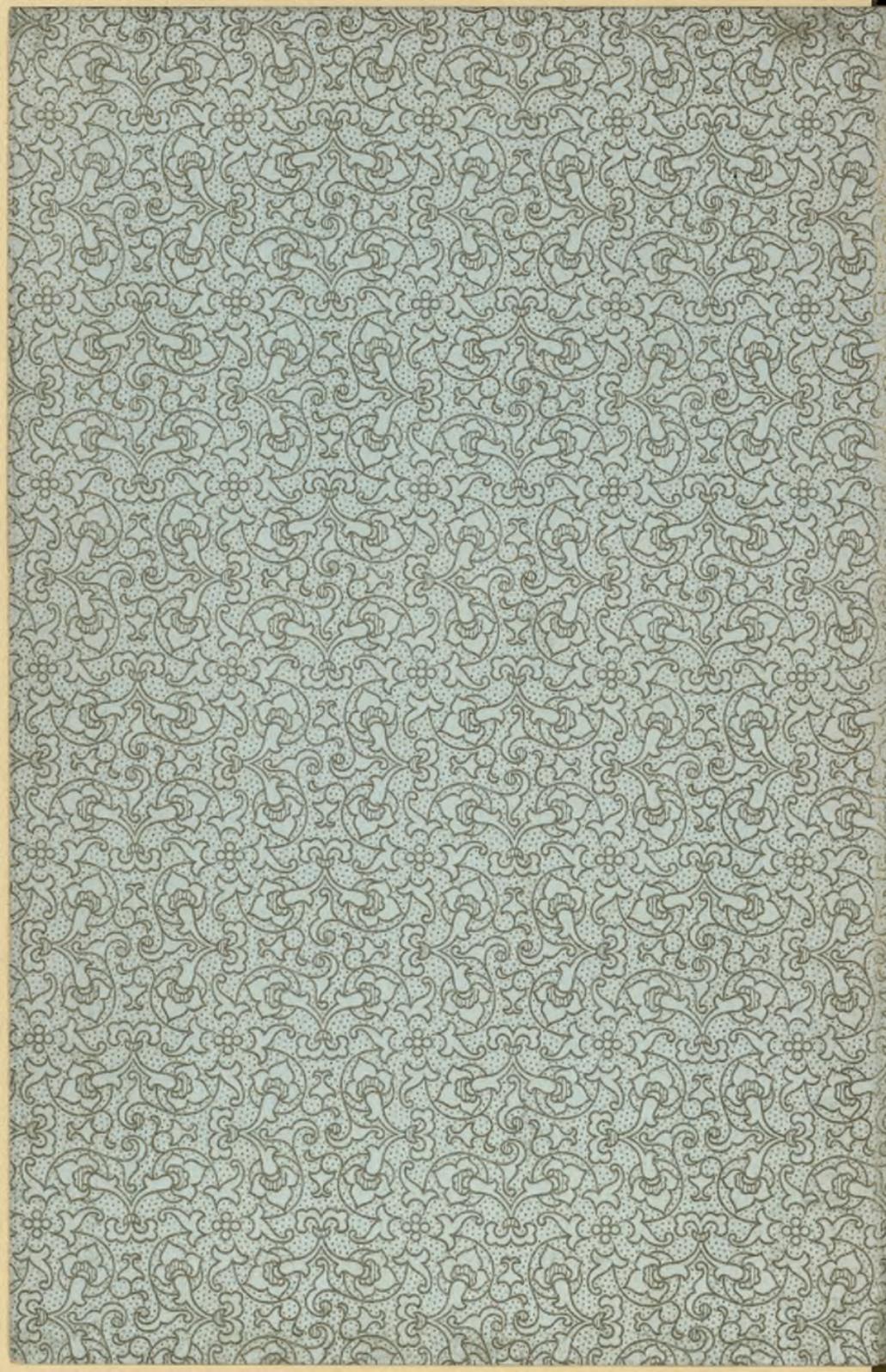


Hier ruht sie nun auf dem kleinen Dorf-
friedhof, umgeben von den Gräbern jener, von
denen sie viele gekannt und geliebt. Über ihrem
Haupte rauschen die alten Linden; sie halten
treue Todtenwacht an ihrer letzten Ruhestätte,
von der die Worte Joh. 16. 22 uns entgegen-
leuchten:

„Und Ihr habt nun Traurigkeit, aber ich
will Euch wiedersehen, und Euer Herz soll sich
freuen und Eure Freude soll Niemand von Euch
nehmen.“









Książnica Cieszyńska

KD I 300

UNIVERSITÄT ZÜRICH